

[Nachdruck verboten.]

82]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Nachdem Abdallah diese lange Erörterung beendet hatte, nahm einer der Brüder, den Sultana nicht kannte, das Wort. Dann sprach ein anderer in magrebitischem Dialekt, und Sultana begriff, daß dies Hadj Omar sein müsse.

„Sidi Abdallah hat recht, und es ist wie Nachtigallensang, die Weisheit zu hören, die Allah auf die Lippen seines jungen Dieners gelegt hat. Der Koran ist unsere Fahne und unsere Stärke. Die Fahnenwacht aber sind die heiligen Brüderschaften, die wie eine geschlossene, unzerreißbare Kette vom Atlantischen Ozean bis zum Ganges reichen. Ihre Sache ist es, das Feuer anzufachen, daß es niemals erlischt. Was aber nun Euch hier in Tunis betrifft, so ist es mein Rat, daß Ihr mit dem zähen Widerstand beginnt, der den großen gemeinsamen Angriff vorbereiten soll. Macht das Land für alle die französischen Eindringlinge unsicher! Verbrennt ihr Korn und stehlt ihr Vieh! Schneidet das Herz aus ihren Palmen, wenn sie Erde in den Dafen erwerben! Und tretet nie in ihren Dienst, ohne ihnen zu schaden! Zulezt werden sie des hoffnungslosen Kampfes müde werden und heimkehren, woher sie kamen. Vor allem aber sollt Ihr eins von ihnen lernen: schafft Euch die allerbesten Feuerwaffen und lernt sie gebrauchen! Es gibt Länder genug, die Euch versorgen werden, und Ihr werdet Mittel und Wege finden, sie aus Marokko und Tripolis einzuschmuggeln. So gerüstet, könnt Ihr der nahenden Stunde entgegensehen, in der der heilige Krieg allen Hunderten Millionen des Islams zugleich verkündet wird. An diesem Tage hat die Tyrannei und Hoffart der ungläubigen Hunde ein Ende erreicht!“

Nach diesen Worten kam Bewegung in die Versammlung und die Tür ging.

Sultana huschte zurück.

Sie hatte viel zu denken bekommen.

Abdallahs Worte über die Verräter hatten sie augenblicklich aufgeklärt, warum er ihren Vater verachtete.

17.

An einem der letzten Fastentage kam Nur auf Besuch.

Vielleicht war es unbesonnen, eine so anstrengende Reise mitten während der ermattenden Fastenzeit zu unternehmen; oder war er auf andere Art in dem ungewohnten Klima unvorsichtig gewesen: genug, er fiel an dem Nachmittage seiner Ankunft an Sonnenstich um und blieb liegen, so lang er war.

Er wurde in eine halbdunkle Kammer gelegt, aus der lange Zeit keine Macht der Erde ihn herauszuholen imstande war.

Abdallah ging umher und brummte. Nur ab und zu sah er einmal zu seinem Schwager hinein. Er war nicht weit davon entfernt, in jedem einen Feind zu erblicken, der in seinem Hause von einem Unglück betroffen wurde.

Mabrufka und Sultana wichen dagegen nicht von seinem Lager. Schluchzend sahen sie da und wechselten die nassen Umschläge auf seiner Stirn. Selbst die Gazelle stand mitleidig dabei und leckte ihm das Gesicht.

Mehrere Tage lag er still wie ein Toter, als aber Ramadan vorüber war, bekam er wieder Mut zu leben, ab mit Appetit und begann sogar zu scherzen. Abdallah fühlte sich persönlich geschmeichelt von der Heilung und gab jetzt erst zu, daß der Schwager tatsächlich krank gewesen war. Mabrufka hüpfte wie eine Heuschrecke und sang wieder ihre Liebeslieder. Eines Abends sah Sultana bei Nur.

Es war eine Pause eingetreten, nachdem er sich über Bleira und alle glücklichen Veränderungen in Tunis ergossen hatte.

Da begann Sultana ihn nach allen seinen Freunden zu fragen, so lange, bis er von selbst von Marcel zu sprechen anfing.

„Marcel ist natürlich geworden!“

„Wie das?“

„Kannst Du Dich erinnern, daß ich Dir erzählte, er habe eines Tages draußen auf Sidi bel Hassen ein junges arabisches Mädchen gesehen?“

„Ja!“

„Nun hat er es sich in den Kopf gesetzt, sie zu finden. Er sagt, er liebe sie und wolle keine andere zur Frau nehmen als sie.“

„Aber er ist ja Christ!“

„Er sagt, daß er ihren Glauben annehmen wolle, um sie zu gewinnen.“

„Er geht zu unserm Glauben über?“

„Wenn er sie findet.“

„Aber er findet sie nie.“

„Weißt Du was? Zuerst glaubte ich, Du seist es.“

„Aber Nur!“

„Ja, denn er sagte, es sei dieselbe, der er begegnet und die einen Blumenstrauß fallen ließ, als wir an jenem Morgen von der Bäwia herabkamen. Und das warst ja Du, aber das wußte er nicht, und ich habe es ihm nie gesagt. Dann kamst Du mir auch so sonderbar vor, als ich an jenem Tage heimkam und es erzählte.“

„Nein, aber Nur!“

„Mir scheint beinahe, daß Du ganz rot wirst.“

„Das ist doch nicht merkwürdig, wenn Du solche Dinge von Deiner Schwester glauben kannst! Mein Gesicht einem Christen zu enthüllen! Und mitten auf einem Kirchhof!“

„Nein, Sultana, ernstlich glaube ich es natürlich nicht. Ich wußte ja wohl, daß Du es nicht sein konntest. Er hat sich natürlich getäuscht. Aber nun habe ich ihn an Misja Sellus gesehen, und die hat bei allen drei Patriarchen geschworen, daß, wenn das Mädchen in Tunis zu finden sei, sie sie früher oder später ausfindig machen werde, denn sie wisse von jedem heiratsfähigen Mädchen in der ganzen Stadt.“

„Du kannst mir glauben, er findet sie niemals!“

„Das wäre schade, denn Marcel ist gut.“

„Ja, Marcel ist gut,“ sagte Sultana mit tiefer Ueberzeugung.

„Wieso weißt Du eigentlich, daß er gut ist?“

„Aber Nur, Du bist doch so sonderbar! Das sagst Du doch selbst! In der Schule und so — —“

„Zawohl, er ist fast so gut wie ein Muslim, obwohl er Christ ist.“

„Nein, siehst Du, Marcel, das einzige Mal, wo wir beinahe zusammengestoßen wären, das war an dem Abende, als Du Gesellschaft hattest. Da ging er umher und suchte Dich und da wollte ich Dich rufen —“

„Und was weiter?“

„Nichts. Aber da war ich eben in der Küche. Da hätte ich also mit ihm zusammenstoßen können.“

„Ich erinnere mich ganz gut, daß er sagte, er habe Mabrufka gesehen.“

„Kennt er Mabrufka denn?“

„Nein, er sagte, er habe eine Beduinerin gesehen.“

„Sagte er, daß er mit Mabrufka zusammengestoßen sei?“

„Nein, ich sagte ihm, es könne nur Mabrufka gewesen sein. Er sagte bloß, er habe sie im Dunkeln gesehen.“

„Ja, die Laterne war ausgelöscht, ich weiß es noch. Und Mabrufka war wohl draußen, um Dich zu rufen. Aber da kam Abdallah.“

„Ja, Abdallah rief mich damals.“

„Ja.“

Wieder entstand eine lange Pause, und das Dunkel fiel ein. Sie konnten einander nicht mehr sehen.

Sultana war in tiefe Gedanken versunken.

Ehe sie sich erhob, um zur Mahlzeit zu gehen, sagte sie zu Nur:

„Es ist mir bei alledem sehr unangenehm, daß ich zufällig an jenem Tage auf dem Friedhofe war. Denn sehen wir den Fall, Misja schnüffelte dies aus und hinterbrächte es Marcel — oder noch ärger: setzte Klatschgeschichten in Umlauf, die Abdallah zu Ohren kämen! Es ist leicht möglich, daß ich es war, die er an jenem Abend im Korridor gesehen hat, denn ich trug Mutters Beduinenkleidung. Das solltest

Du ihm sagen, glaube ich, Nur, und dann magst Du sagen, daß das junge Mädchen, das den Blumenstrauch verlor, auch Deine Schwester war. Dann wird er niemals — was auch Nisja sagen mag — zu glauben wagen, daß ich es auch gewesen, die ihm ihr Angesicht entkleierte. Abdallahs wegen, der sehr eifersüchtig ist, mußt Du ihm das durchaus sagen. Und sei nur verschwiegen und vorsichtig, Nur, Du mußt wissen, Abdallah würde mich sogleich verstoßen, wenn er bloß einen Argwohn faßte.

„Ja, ich verstehe, ich werde mit Marcel sprechen.“ — Um die Zeit, da sie zu Bett gehen wollten, kam Mabruka aus Nurs Krankenzimmer und erzählte, er habe wohl zuviel gesprochen. Er fühle sich kränker und bitte, ob Mabruka nicht nachts bei ihm wachen dürfe.

Mabruka äußerte für ihr Teil, daß sie ihm mit Freuden dies kleine Opfer bringen wolle. Des Morgens war Nur sehr bleich, meinte aber selbst, nun sei er auf dem Wege entschiedener Besserung.

(Fortsetzung folgt.)

König für einen Tag.

Von Martin Andersen Nexö.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rib.)

Wir arbeiteten zu dreien auf dem Gerüst: Meister Olsen, der Geselle und ich. Meine Aufgabe war es, an der Talse zu stehen und hinunterzurufen: „Stopp! — Laßt ein bißchen nach! — Wieder aufwinden!“ Ich mußte die Stein- und Mörtellast auf das schmale Gerüst herumschwanken und sie unter die beiden anderen verteilen. Außerdem hatte ich meinen Kameraden unten am Fuß des Schornsteins auszusuchen, wenn er den Hebecimer nicht schnell genug füllte. Er war krankenkrank, bekam in kurzen Zwischenräumen einen Hustenanfall und mußte hinter den Materialschuppen gehen und sich übergeben. Dann schimpften Geselle und Meister, weil sie keine Steine oder keinen Mörtel mehr hatten, und ich beugte mich über das Gerüst und ließ die Schimpfworte weitergehen.

Wir waren eifrig bei der Arbeit. Es war das erstemal, daß Bornholmer Maurer den Bau eines so hohen und schlanken Fabrik-schornsteins ausführten, und wir waren mit Lust und Liebe bei der Sache. Wir arbeiteten in einer Höhe von hundert Fuß. Bis zum nächsten Abend mußten hundertundzwanzig Fuß gemauert, der Kranz oben geschlossen und das Gerüst abgenommen sein.

Meister Olsen stand im Ring und mauerte die lotrechte Innenseite des Schornsteins. Er war klein und bejahrte, ein Landhandwerker aus der alten Schule. Man sah es ihm an, daß das Abenteuerliche mit all seiner unsicheren Spannung über ihm war; sein sonst so friedfertiger Gesichtsausdruck wechselte zwischen Angst und Selbstgefühl. Noch nie hatte er sich so hoch hinaufgearbeitet. „Es fohert gut!“ rief er, wenn der Oktobersturm einen Extragriff auf den dünnen Schornstein unternahm. Wenn die Sonne durchbrach, bewegte sich der Schatten des Schornsteins unheimlich über die Felder, wie ein schreibender Finger.

„Den nächsten Schornstein bauen wir ohne Gerüst“, sagte Ludwig, der Geselle. „Dann gehen wir von innen hinauf und lassen das Ganze sich selber tragen.“ Der Meister schüttelte den Kopf.

Auf Ludwig ruhte der Bau. Pfeifend hing er nach außen und führte mit seinem Lotbrett die schlanken Linien empor. Ein frischer Burck war er und unergleichlich tüchtig in seiner Profession; er war in der Hauptstadt in der Lehre gewesen, war vor zwei Jahren zurückgekehrt und hatte dem Handwerk bei uns zu Hause frisches Blut zugeführt. Auf gerader Mauer legte er seine viertausend Steine täglich aufeinander, und die alten Knaben gafften ihn in einem fort an und vergaßen darüber ganz ihre Arbeit. Dafür verstand er aber auch, was der Arbeiter wert war, und trug seine Ideen darüber vor, wie der Arbeiter den feineren Leuten gleichzustellen sei. Er war im Begriff, die Jungen zu einem Diskussionsklub zu vereinigen, der die sozial-ökonomischen Fragen erörtern sollte. „Vor allem müssen wir wissen, was uns fehlt“, sagte er in seiner forschenden Art. Es steckte nicht wenig Phantasie in ihm, und alles, was er unternahm, hatte den großen Schwung. Er glaubte fest an die Zukunft der Arbeiter. „Es kommt nur darauf an, die Hand auszustrecken und die Zukunft zu ergreifen“, sagte er mit seinem vertrauensvollen Lächeln. „Sollte ich mir vielleicht nicht ebenfogut wie irgendein Beamter oder Kaufmann die nötigen Kenntnisse in Musik und Buchwissenschaft aneignen können? Ich habe bloß weder Zeit noch Geld dazu, wie die Dinge nun einmal liegen! Wir müssen einen Zusammenschluß der Arbeiter herbeiführen, Morten.“

Wich froh auf dem schwankenden Gerüst, und ich sehnte mich danach, auf die Erde hinunterzukommen, — die beiden konnten mir nicht genug zu arbeiten geben.

„Auf dem Feldweg kam ein Junge herangeradelt, her ein Papier in der Hand schwenkte. „Verflucht — die Lotterieliste!“ rief Ludwig, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches. „Nun ist es endlich so weit!“ Und wirklich war es die Gewinnliste, die der Junge brachte: Ludwig hatte fünfundvierzigtausend Kronen gewonnen. Er verlor sein Werkzeug aus der Hand. „Ich glaub, ich mach mich auf der Stelle dünne, Meister“, sagte er geistesabwesend; Blick und Stimme weilten schon in weiter Ferne, bei irgendwelchen neuen Dingen.

Meister Olsen verlegte sich aufs Bitten. Denn was sollten wir anfangen, da keiner von uns etwas vom Schornsteinbau verstand; Ludwig hatte uns ja zu der Sache überredet! Der aber war schon im Begriff, sich am Tau hinabgleiten zu lassen, weil ihm die Zeit fehlte, die Leiter zu benutzen. Das Talsenwerk brachte gehörig unter seinem Gewicht. Am selben Abend noch fuhr er mit dem Dampfer nach Kopenhagen. Seine Pläne kannte niemand. Mit der Spitze des Schornsteins mußten Meister und ich, so gut wir konnten, fertig werden.

Eine Zeitslang war er spurlos verschwunden; niemand wußte, wo er sich aufhielt. Doch dann tauchte sein Name plötzlich in einer ganz unglaublich klingenden Verbindung auf, fiel wieder in die Verfertigung und tauchte von neuem auf und blieb auf den Lippen hängen. Der eine kam nach Hause und erzählte, er habe Ludwig im feinen Anzug im Theater gesehen, der andere hatte seinen Namen zusammen mit dem einer bekannten Schauspielerin nennen hören, ein dritter — ein Soldat aus der Kaserne in der Silbergasse — war Magenliebster eines Dienstmädchens, dessen Herrschaft ein feines Diner zu Ludwigs Ehren veranstaltet hatte. Kurz, er verkehrte mit den Großen, rührte nicht die Hand, ging vielmehr immer in Handschuhen und trug eine hohe Schornsteindröhe auf dem Kopf! Die Leute bekreuzigten sich vor ihm und erzählten Gott weiß was über ihn; ihre Phantasie war in Schwung gebracht worden, und nun waren sie geneigt, viel mehr zu glauben als sich beweisen ließ.

Ich selbst war ein wenig verlegen. Wir hatten einander damals im Winter auf der Volkshochschule kennen gelernt und — jung, wie wir beide waren — treue Freundschaft fürs Leben geschlossen. Während des ganzen Sommers waren wir zusammen von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle gezogen und hatten miteinander im Afford gestanden. Wenn wir genug verdient hätten, so hätten wir verabredet, wollten wir in eine große Handwerkerschule eintreten, um uns weiter auszubilden. Und nun war er ausgerissen, ohne mir auch nur den leisesten Wink zu geben. „Du mußt doch etwas von ihm gehört haben“, sagten die Leute bei jeder Gelegenheit, — „wo Ihr so gute Freunde gewesen seid!“ Mit einer gewissen Beschämung mußte ich dann immer eingestehen, daß er mir nicht einmal geschrieben habe. In meinem stillen Sinn hatte ich gehofft, daß er mir schreiben und mir Geld schicken würde, damit ich die Schule besuchen könnte, — er war ja jetzt reich! Aber er hatte mich total vergessen.

Nach und nach wurde es immer klarer, daß die große Welt Besitz von ihm ergriffen hatte. Er lebte in Saus und Braus und kam gar nicht zur Besinnung; das viele Geld war ihm zu Kopfe gestiegen. „Er ist verhext!“ sagten seine früheren Arbeitskollegen. Man erzählte sich, daß er sein eigenes Fuhrwerk habe und sich stets in Begleitung der Schauspielerin sehen lasse. Sie hatte ihn in die vornehme Welt eingeführt und ihn auch veranlaßt, seinen Namen zu ändern; er trat jetzt als schwedischer Baron auf, wobei ihm sein Dialekt gute Dienste leistete.

Um die Weihnachtszeit hatte ich so viel zusammengesparkt, daß ich einen dreimonatigen Kursus auf einer Handwerkerschule in Seeland mitmachen konnte. Im Frühjahr reiste ich dann wieder heim, um Arbeit zu suchen. Meine Geldmittel erlaubten es mir nicht, mich in Kopenhagen aufzuhalten, so verlockend das auch war; darum ging ich vom Bahnhof sofort zum Dampfschiff, um mir ein Billett zu lösen.

Ich schlenderte die Hauptstraßen entlang, blieb bald hier, bald dort stehen und ließ meine Augen fleißig umherwandern. Da gewahrte ich plötzlich vor mir ein junges Paar; die beiden sahen so glücklich aus, daß ich sie immer wieder betrachten mußte. Der Herr trug einen Spazierpelz und einen Zylinder, während der Kopf der Dame fast ganz in Pelz- oder Federwerk oder was es nun sein mochte, verstedt war; sie sah aus wie eine Kropfstaube, gurrend schmiegte sie sich an ihn. Ich schritt aus, um sie einzulösen und mir ihre glücklichen Gesichter anzusehen. — Es war Ludwig.

Als sie in das Haus einer herrschaftlichen Gebäudes einbogen, erkannte er mich und winkte. Ich tat, als merkte ich nichts, aber auf Kongens Nytorv holte er mich ein, ganz außer Atem, doch unbändig froh, mich zu sehen. „Ne, so ein Zufall!“ sagte er und schüttelte mir herzlich die Hand. „Ich hatte schon Angst, ich würde Dich aus den Augen verlieren, aber ich mußte das Mädel ja erst hinausbegleiten.“

„War das die Schauspielerin?“, fragte ich etwas spöttisch. „Ja, bist Du verrückt? Das war meine Frau. Ein ganz brillantes Mädchen, will ich Dir sagen: die Tochter aus einer alten Bankierfamilie, sehr vermögend! Wir heiraten bald! Ich soll übrigens Mitinhaber der Firma werden. Wir tun die beiden Vermögen zusammen und erweitern das Geschäft.“

„Dann hast Du also viel Geld verdient?“ fragte ich verwundert.

Er antwortete nicht, sondern schwankte nur drauf los, ganz der alle fröhliche Wursch; er plauderte und lachte, als wolle er sich für jahrelanges Schweigen entschädigen. Dabei schleppte er mich in eins der feinsten Hotels und ins Café hinein, wo man nur Gold, Stud und große Spiegel sah.

„Findest Du es hier nicht grobhartig?“ fragte er mich, sich auf ein Sofa hinstreckend.

Ich mußte gestehen, daß ich mich in einer gewöhnlichen Kneipe wohler fühlte.

„Das ist das Sklavenmerkmal, mein Freund!“ rief er lachend. „Aber nun sollst Du etwas kriegen, was Dir gefallen wird!“ Er rief den Kellner und bestellte ein Getränk, das ich nicht einmal den Namen nach kannte.

Ich mußte überhaupt immer von neuem seine vornehme Lebensart und seine Bekanntschaften bewundern. Fortwährend stand er auf und begrüßte elegante Damen, und er benahm sich, als wär er als Graf zur Welt gekommen.

Als wir aufbrechen wollten, sagte er erschrocken an seine Brusttasche. „Ach, hör mall Leih mir doch zehn Kronen!“ flüsterte er und lachte etwas verlegen. — „Ich hab kein Kleingeld bei mir!“ Das war so 'ne gebräuchliche nette Redensart vom Gerüst her.

„Aber Du bist doch so reich!“ rief ich erstaunt.

„Bah, die paar Dere, die hab ich schnell durchgebracht; jezt leb ich davon, Schulden zu machen. Du entfinnst Dich wohl noch: in der Pöhsel haben wir mal gelernt, daß ein Ziegelstein, der vom fünften Stockwerk herunterfällt, imstande ist, einen anderen Ziegelstein wieder ebenso hoch zu heben. Genau so ist's hier, siecht Dul hat man fünfundvierzigtausend vermöbelt, so kann man Schulden in der gleichen Höhe machen, bevor das Seil abgelaufen ist. Und wenn ich erst verheiratet bin, dann . . .“

Er versprach, mir mein Geld umgehend wieder zurückzuschicken; ich mußte ja davon leben, bis ich Arbeit bekam. Na, er vergaß es allerdings; aber ich fand gleich nach meiner Heimkehr Beschäftigung. Unsere Schornsteinbauerei hatte Meister Olsen Mut gemacht, und er hatte die Maurerarbeiten für eine Kirche übernommen. Ich kam wieder als Handlanger an.

Eines Tages, mitten im Sommer, standen wir beisammen auf dem Gerüst und verschauelten uns. Es war sehr warm und wir hatten uns drüben im Konsumverein Bier geholt und tranken gerade einen Becher zum Gedächtnis des schwindbüchtigen Kameraden, der kürzlich gestorben war. Da sahen wir auf der staubigen Landstraße einen jungen Wursch, der ein Bündel unterm Arm trug, herantraben. Er schwang den Stock und sang aus vollem Halse. „Der da hat keinen Staub in der Kehle“, sagte Meister Olsen, und wir anderen lachten. „Aber zum Kukud! Ich glaube wahrhaftig . . .“

Es war wirklich Ludwig. Wie ein Baldeufel kletterte er über die Laufbrücken des Gerüsts, stand mit einem Sprunge vor uns und warf sein Bündel auf die Bretter. „Tag, Meister! Kann ich wieder ankommen?“ fragte er ganz vergnügt. Und fünf Minuten später war er umgekleidet und schon emsig bei der Arbeit.

„Geheiratet hast Du also damals nicht?“ fragte ich mit einiger Schadenfreude, als wir wieder im alten Geise waren.

„Ach, das war alles dummes Zeug! Das heißt: für jemand, der Geschmad an so was findet, für den mag's ja recht hübsch sein. Aber ich für meine Person bedank mich dafür. — — — Und wie geht es mit dem Klub?“

„Ja, der war natürlich in Stücke gegangen.“

Dann müssen wir ihn wieder auf die Beine bringen, Du — und überhaupt die Agitation 'n bißchen in die Hand nehmen. Denn ich will Dir mal was sagen: es gibt Leute, die sie auf Kosten des armen Mannes betreiben — Lebemänner, verstehest Du!“

Er hatte ja selber Erfahrung auf diesem Gebiet. Seinem Benehmen merkte man übrigens selten etwas an; sein Humor war der alte, und er bereute nie, die paar Moneten durchgebracht zu haben. Er war König für einen Tag gewesen; es gefiel ihm aber mindestens ebenso gut, auf dem Gerüst zu stehen und von dort aus die Zukunft zu betrachten.

(Nachdruck verboten.)

Nochverrat für die Dynastie.

Der steinalte Emile, Ollivier, der letzte Ministerpräsident des zweiten französischen Kaiserreiches, veröffentlicht in der „Revue des Deux Mondes“ Auszüge aus dem neuesten Band seines großen Werkes über das „Liberale Kaisertum“, das vor allem seiner eigenen Verteidigung dienen soll, aber eine Fülle historischer Tatsachenmaterials enthält. Der im ersten Jahrgang der genannten Zeitschrift abgedruckte Beitrag enthält die Enthüllung eines von dem Verfasser selbst geplanten Staatsstreiches, der das durch die Volkserhebung nach den ersten Niederlagen von 1870 bedrohte Kaiserreich retten sollte. Der äußere Plan, den der alte Intrigant mit merkwürdiger Ungeniertheit aufdeckt, stellt sich als würdiges Gegenstück zum Wanditenstreich vom 2. Dezember dar, das den dritten Napoleon zum Herrn Frankreichs gemacht hatte.

Am 8. August 1870 erschienen zwei Manifeste der oppositionellen Deputierten und der Journalisten. Das zweite forderte die allgemeine Bewaffnung der Bürger und die Errichtung eines aus Deputierten bestehenden Verteidigungskomitees. Der Ministerrat unter-

brückte zunächst die Zeitungen, die den Vorschlag unterstützten. In der Kammer formierte sich indes eine Deputation, die von der Kaiserin die Entlassung des Ministeriums verlangte; am Abend sammelten sich Volksmassen auf den Straßen und forderten Waffen. Ollivier hielt es unter diesen Umständen für das Beste, den Kaiser, der ohnehin physisch außerstande war, das Kommando der Armee zu führen, nach Paris zurückkommen zu lassen. Da sich die republikanische Bewegung — Ollivier sagt: „Das Komplott“ — in ganzen Land immer stärker kundgab, hielt er es nötig, sie zu zerstückeln — angeblich weil das die einzige Chance war, gegen den äußeren Feind siegreich zu bleiben. Dazu aber war die Anwesenheit des Kaisers in Paris nötig. In dieser Situation kam der Minister des Innern Chebaudier zu Ollivier und legte ihm einen ausgearbeiteten Staatsstreichplan vor, zu dessen Ausführung er schon die notwendigen Vorkehrungen getroffen hatte. Ein Staatsstreich war nach Granville beordert und die Westbahngesellschaft angewiesen, in der Nacht vom 8. zum 9. einen Zug mit geheizten Kesseln zur Fahrt dorthin bereitzuhalten. Der Polizeipräsident Pietri hatte den Auftrag bekommen, den Untersuchungsrichter zu berufen, der die Haftbefehle unterzeichnen sollte und die zur Vornahme der Verhaftungen nötigen Polizeimannschaften bereit zu halten. Die Personen der revolutionären Führer waren dem Präfeldten nicht erst bekanntgegeben worden, da er sie selbst besser kannte als der Minister, dagegen war eine Liste von 22 Deputierten der Opposition aufgestellt, die verhaftet werden sollten. Unter ihnen waren Arago, Jules Fabre, Gambetta, Jules Ferry, Pelletan. Herr Chebaudier war so gütig, seinem Spießgesellen Ollivier zu versichern, daß ihnen kein Leid angetan werden würde. Es handelte sich nur darum, „der Revolution ihre Fahne und ihre Köpfe zu entreißen“.

Ollivier stimmte dem Vorschlage zu und korrigierte nur die Proskriptionsliste ein wenig. Auch erklärte er, erst nach der Beilegung der Regentschaft der Kaiserin, mit der er auf schlechtem Fuße stand, losgehen zu wollen. Zu einem solchen gefährlichen Unternehmen sei gegenseitiges Vertrauen nötig, wenn der Kaiser da sei, könne man die Sache indes wagen. — In diesem Sinne modifizierten die beiden Ehrenmänner ihren Plan. Am nächsten Morgen wollten sie von der Kaiserin die Rückberufung des Kaisers unter Vorwänden militärischer Natur verlangen. Würde der Kaiser sofort nach der telegraphischen Verständigung abreisen, könne er noch in der Nacht in St. Cloud sein und das von Ollivier vorbereitete Dekret unterzeichnen, das die Verstagung der Kammer anordne und so die Immunität der Abgeordneten sistiere. Gleichzeitig sollte ein anderes Dekret einen Staatsgerichtshof in Rennes einsetzen, „damit das Publikum wisse, daß es sich um einen legalen und nicht um einen Willkürakt handle.“ (1) Unterdes habe Chebaudier auf der Polizeipräfectur die Ausführung der getroffenen Anordnungen zu überwachen, Proklamationen zur Rechtfertigung des Staatsstreiches seien in Druck zu geben und am nächsten Morgen würde die Polizei wie die Ministerkollegen vor der vollzogenen Tatsache stehen. Wenn einige von ihnen ihre Mitwirkung verweigerten, würde man sie erziehen. Bliebe freilich das Volk. Aber der wackere Herr Ollivier meint, ein resolutes Vorgehen hätte den aufrührerischen Elementen den Mut genommen und das Volk hätte die Verhaftungen gleichmütig angesehen, wie am 2. Dezember. Wenn aber doch einige zum Widerstand entschlossen gewesen wären — nun, dann hätten wir mehr als genügend Mittel, sie zu bändigen. Wir waren in der Lage, nicht nur eine Emeute zu unterdrücken, sondern auch eine regelrechte Schlacht in den Straßen von Paris zu bestehen“. Offenbar also hat sich diese patriotische Regierung sogar in der Kriegszeit besser gegen den inneren, als gegen den äußeren Feind vorgehalten. — „Die Eventualität einer strengen Repression in den Straßen der Hauptstadt“, setzt Herr Ollivier mit zynischer Heuchelei hinzu, „schreckt uns nicht. Erstens war sie wenig wahrscheinlich und dann war es keine Humanität, der Emeute aus Furcht, das Blut einiger Verräter zu vergießen, freie Hand zu lassen.“

Der Anschlag scheiterte indes — am Widerstand der Kaiserin, die, wie Ollivier entrüstet meint, ohne Rücksicht auf das dynastische und nationale Interesse es vorzog, daß ihr Ehegemahl den Thron eher als seinen guten Ruf verliere. Schließlich beschloß der Ministerrat in Abwesenheit Olliviers einstimmig gegen die Stimme Chebaudiers, die Rückberufungsdepesche zurückzuhalten.

Ollivier betitelt seine Unternehmung: „Projekt zu einem Coup der Gerechtigkeit und der öffentlichen Wohlfahrt“. Sie verdient diesen Namen mit demselben Recht wie die Umtriebe, um derentwillen Ludwig XVI. und Marie Antoinette das Schafott bestiegen mußten. Ob Napoleon seinen Thron gerettet hätte, wenn der Anschlag gelungen wäre, ist eine müßige Frage. Bismarck hat einmal gesagt, daß Napoleon selbst den Untergang des Kaiserreiches verschuldet habe, weil er nicht die „Pariser Canaille“ zusammengeschossen habe. Der „liberale“ Ollivier meldet nun nachträglich sein Autorrecht an diese Infamie an. Er verdient jedenfalls Dank für seine Offenheit. Denn es ist sehr nützlich, den Vätern die tödliche Mordnatur von Ministern vorzuführen, die wieder männlich „vor ihre Füßchen treten“ und zu Handlangerdiensten bereit sind, wenn es gilt, Verfassungen in Scherben zu schlagen.

Welt-Hilfssprachen.^{*)}

Der Gedanke, die ganze Menschheit durch eine gemeinsame Sprache verbunden zu wissen, liegt so nahe, daß schon in der Bibel versucht wurde, eine „Erklärung“ für das Bestehen der verschiedenen Sprachen zu geben. Es ist hier nicht der Ort, um die Entstehung der verschiedenen Sprachen und Dialekte zu untersuchen; nur der eine Hinweis sei gestattet, daß der zunehmende Verkehr der letzten Jahrzehnte es wohl vermocht hat, eine Anzahl von Mundarten zurückdrängen, aber auf der anderen Seite nicht hindern konnte, daß in verschiedenen Ländern ein lebhafter Sprachenkampf entstanden ist. Dieser hat es insbesondere der Arbeiterklasse klar gemacht, daß die Sprachenfrage eine eingehendere Betrachtung wohl verdient; nicht nur aus allgemein kulturellen Gründen, sondern auch ganz besonders der Nachteile wegen, welche den Arbeitern aller Länder aus der Unkenntnis fremder Sprachen erwächst.

Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, daß ich die Hoffnung hege, unser Klassenstaat, der auch auf dem Gebiete des Unterrichts noch so viel zu wünschen übrig läßt, selbst wenn wir nur einmal unsere Muttersprache ins Auge fassen, werde nun alsbald an die Einführung des Unterrichts in einer Welt-Hilfssprache gehen. Hilfssprache natürlich, denn nur darum bemühen sich die Anhänger der „Weltsprache“, wie man sie oft kurz bezeichnet; und diese Hilfssprache soll in allen Ländern die gleiche sein und einst in allen Schulen gelehrt werden.

Wie muß nun eine solche Sprache beschaffen sein? Ganz allgemein gesagt, muß sie möglichst leicht zu lernen sein, das heißt, sie muß die Schwierigkeiten vermeiden, die die Erlernung anderer „lebender“ Sprachen, etwa des Französischen oder Englischen für den Deutschen bietet. Diese, wenn ich es sagen darf, demokratische Seite des Problems wird allzu oft, natürlich unabsichtlich, vernachlässigt.

Eine Grundschwierigkeit der natürlichen Sprachen ist die Lehre von der Rechtschreibung und der Aussprache; hier darf man wohl der englischen Sprache die Palme für die Regellosigkeit zuerkennen, aber auch die deutsche Sprache bietet Beispiele, wie Charakter, ich und Dach: drei verschiedene Aussprachen des Lautes „oh“. Es ergibt sich aus diesen Hinweisen die Forderung, daß die Orthographie der neutralen Sprache für jedes Zeichen unter allen Umständen nur eine einzige Art der Aussprache zulassen darf. Manche Vorkämpfer des Gedankens der Einführung der Welt-Hilfssprache erhoffen von diesem Fortschritt auch eine Rückwirkung auf die Rechtschreibung der lebenden Sprachen, in letzter Linie die Durchführung des Grundgesetzes: „Ein Laut, ein Buchstabe und ein Buchstabe ein Laut!“ In dessen ist bei den augenblicklich im Vordergrund des Interesses stehenden Hilfssprachensystemen, Esperanto und Ido, dieser einfache und deshalb so verlockende Grundsatz nur in sehr bescheidener Weise, also noch lange nicht folgerichtig angewandt. Diese wichtige Frage muß an Beispielen erläutert werden. Die Buchstaben Gruppe qu, die im Deutschen kw gesprochen wird, ist aus dem Esperanto-Alphabet beseitigt und durchweg durch kv (Aussprache kw) ersetzt; für den F-laut besteht nur ein Zeichen, eben f, während v wie unser w ausgesprochen wird; das Zeichen w, das die romanischen Sprachen nicht kennen, fehlt auch im Alphabet des Esperanto. Entsprechend ist auch das Zeichen x aus dem Esperanto entfernt und überall durch k und einen S-laut ersetzt. Dagegen hat das jüngere Ido sowohl qu als x wieder aufgenommen mit folgender Begründung:

In dem vorbereitendem Stadium, in welchem wir uns jetzt befinden, kommt es vor allem darauf an, den Leuten, die bereits mehrere Sprachen beherrschen, die leichte Erlernbarkeit einer solchen künstlichen Sprache zu beweisen; und da diese meistens im schriftlichen Verkehr benutzt wird, so soll man an dem äußeren Wortbilde im Augenblick noch nichts ändern, sondern etwa Exempel schreiben und (noch) nicht Exempel. Ähnlichen Erwägungen verdankt auf der andern Seite eine Anzahl von Konsonanten mit einer Art Akzent im Esperanto ihre Entstehung; hier im Esperanto wird o wie unser z oder ts, ö wie ich ausgesprochen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Germanen und Romanen etwas fremd anmutenden Zeichen wurden bereits auf den ersten Esperantotag von maßgebender Seite Zweifel geäußert. Die Schrift ist natürlich die Lateinische; jedoch hat man die großen Buchstaben für Eigennamen und Sätzeanfänge — leider — noch beibehalten, obwohl man große Buchstaben weder sprechen noch telegraphieren noch stenographieren kann.

Wiel wichtiger als die Rechtschreibung ist jedoch die Auswahl und Feststellung des Wortschatzes der internationalen Sprache. So selbstverständlich der Grundgedanke erscheint: man wählt den verbreitetsten Wortstamm für jeden Begriff, so schwierig wird seine Durchführung. Samenhof, der Erfinder oder richtiger gesagt der Entdecker des „Esperanto“ genannten Entwurfes hat ein Kompromiß zwischen den verschiedenen Möglichkeiten vorgeschlagen, wogegen die „Reformisten“ oder Idoisten eine etwas konsequenterer Auswahl getroffen zu haben glauben. Den tiefgreifendsten Unterschied gegenüber den lebenden Sprachen zeigt die Einführung ganz bestimmter

Regeln für die Ableitung der verschiedenen Wortgattungen aus einem Wortstamm sowie die Anfügung bestimmter Vor- und Nachsilben zur Wiedergabe von Begriffen, für die in den lebenden Sprachen ganz verschiedene Stämme bestehen. Durch diese Maßnahme wird die vom Gedächtnis rein mechanisch zu bewältigende Arbeit erheblich vermindert. Dieser wesentliche Unterschied gegenüber lebenden Sprachen muß ebenfalls durch Beispiele erläutert werden. So heißt domo (der Stamm Dom ist uns ja bekannt) Haus, dom-et-o (et ist die Verkleinerung, Diminutiv) Hütte, dom-eg-o (eg ist die Verstärkung des Begriffes) Palast; dom-ar-o (ar gibt eine zusammengehörige Mehrheit an) etwa Häusermeer; dom-estr-o (estro bezeichnet den) Gebieter) Hausherr.

Von der Erkenntnis ausgehend, daß die Hauptschwierigkeit bei der Erlernung der Sprachen nicht sowohl die — sogenannten — Regeln als vielmehr die zahllosen Ausnahmen bilden, muß die Hilfssprache natürlich Ausnahmen und überflüssige Abänderungen grundsätzlich ausschließen; dies gilt insbesondere für die Abwandlung der Hauptwörter und der Verba (Zeitwörter), für die es natürlich nur eine Art der Deklination und Konjugation gibt. Schon der Hinweis darauf, daß die Hilfssprache sich mit einem einzigen Hilfszeitwort begnügt, erläutert die Vereinfachung. Es gibt viele — allerdings sprachbegabte — Leute, die die ganze Grammatik des Esperanto in einem Tage, ja sogar in wenigen Stunden gelernt haben. Für Arbeiter jedoch, wie für alle, die nur ihre Muttersprache kennen, ist ein größerer Zeitraum erforderlich, weil fast allgemein die zweite Sprache in ganz anderer Weise gelernt wird, mehr theoretisch, aus Büchern, unter Zuhilfenahme einer ansehnlichen Anzahl unentbehrlicher grammatikalischer Begriffe, die aber erst vom Lernenden genau erfaßt sein müssen, ehe man Nutzen aus ihrem Gebrauch ziehen kann.

Haben wir nun heute bereits eine solche künstliche Sprache, die wir nur in allen Schulen einzuführen brauchen, um so die Menschheit nach wenigen Jahrzehnten von allen Nachteilen zu befreien, die aus der Verschiedenheit der Sprachen entstehen? Diese schwerwiegende Frage kann natürlich nur durch den Versuch, den wirklichen Gebrauch entschieden und heute vorbehaltlos nur für den täglichen Verkehr bejaht werden. Für die Zwecke des Handels kann es ebenfalls als ziemlich sicher gelten, nur wird man sich natürlich über das Wörterbuch vorher einigen müssen. Was die Wissenschaft angeht, so bestehen allerdings manche Ueberzeugungen in die Hilfssprache, insbesondere auf naturwissenschaftlichem Gebiete; es werden auch schon Zeitschriften gedruckt, die aber tatsächlich mehr den Esperantisten als den Spezialisten dienen. Gerade für die Anwendung auf dem wissenschaftlichen Gebiet tobt der Kampf zwischen den Esperantisten, die die ursprüngliche Form verteidigen, und den Idoisten (Ido bedeutet soviel wie Ablömmung), die außer gewissen Änderungen der Orthographie eine andere Auswahl des Wortschatzes und mit Rücksicht auf die Erfordernisse der Wissenschaft eine Vermehrung der Anhängersilien wünschen.

Was die Hauptfrage betrifft, die nach dem Nutzen der Einführung einer Hilfssprache für die Arbeiterbewegung, so liegen hierüber keine Anhaltspunkte vor, weil die große Masse der Arbeiterschaft mit Recht der Anschauung ist, daß es im Augenblick wichtigere Aufgaben für sie gibt, und weil der Kreis der Genossen, für die durch Benützung dieses Hilfsmittels eine Erleichterung geschaffen werden könnte, bis jetzt kein oder nur platonisches Interesse dafür gezeigt hat. Dabei ist es äußerst merkwürdig, daß die Genossen, die keine fremde Sprache kennen, auch von der Hilfssprache nicht viel hören wollen, während andere, die Sprachen gelernt haben, es doch schon für reaktionär halten, etwa den Gedanken einer Welt-Hilfssprache in einem Zuge mit der Stenographie totzuschlagen. Es ist, um dies beiläufig zu sagen, ein ganz erheblicher Unterschied zwischen dem Problem der Stenographie und dem der internationalen Sprache: die Stenographie nützt, im allgemeinen und sicher so lange die verschiedenen Systeme um die Palme ringen, wesentlich dem einzelnen und kann in vielen Fällen einigermaßen durch eine flotte Handschrift ersetzt werden. Eine Welt-Hilfssprache dagegen dient dem Verkehr mit dem Ausländer und kann keineswegs durch die Entdeckung einer bereits bis zu einem gewissen Grade erworbenen Fähigkeit entbehrlich gemacht werden.

Wie jeder Fortschritt, so hat auch die Hilfssprache ihre allgemeinen und besonderen Gegner: die Trägheit der Menschen, die Furcht vor dem Neuen stellen sich ja jedem Fortschritt entgegen. Die Fachgegner, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, sind glücklicherweise nicht alle die Philologen, die in einer gewissen kurzfristigkeit befangen fürchten, daß für sie keine Tätigkeit als Lehrer der fremden Sprachen bliebe; nichts scheint mir aber weniger berechtigt wie diese Neugierigkeit, denn die Hilfssprache, die die Bekanntheit mit fremden Ländern erleichtert, wird nach ihrer allgemeinen Einführung eine Vorstufe und ein Ansporn sein, weitere Sprachen zu studieren. Die Nachfrage nach Hilfssprache-Lehrern wird in dem Augenblick ganz erheblich werden, in dem die Regierungen von den platonischen Hochachtungsbezeugungen vor dem Erfinder und den Trägern der Bewegung zur Verantwortung der praktischen Anwendung übergehen werden. In diesem Augenblick wird auch der Bruderzwist, der heute nicht immer brüderlich geführt wird beendet und die Bahn frei werden für einen Fortschritt, dessen Bedeutung auch von ganz nüchternen Beurteilern der Erfindung der Buchdruckerkunst an die Seite gestellt wird.

J. Hanauer-Brüssel.

*) Am 2. Juni waren 25 Jahre verflossen, seitdem das Esperanto der Öffentlichkeit übergeben wurde. Wir bringen aus diesem Anlaß diesen die allgemeinen Probleme der Welt-Hilfssprachen erörternden Artikel, ohne dessen Schlußfolgerungen im einzelnen zu übernehmen.
Die Red.